

LORIN MAAZEL



Peter Fuhrmann
über den Dirigenten

„Sein Auftreten ist imposant und würdevoll, sein Gedächtnis phänomenal, seine Erfahrung riesig. Er ist temperamentvoll und abgeklärt zugleich. Er ist durch alle Feuer gegangen, aber immer noch bildsam. Er ist vieles zugleich: Musiker, Administrator, Vollstrecker, Psychologe, Techniker, Philosoph... Von seinen Fingerspitzen, von seiner Erscheinung allein geht eine Art elektrischer Hochspannung aus, die die hundert Primadonnen im Orchester dazu zwingt, ihren individuellen Willen einer kollektiven Anstrengung zu beugen. Seine Ohren haben unsichtbare Fühler, die wie auf einem Schaltbrett mit dem Unterbewußtsein jedes Musikers unter seinem Kommando verbunden sind...“

Was New Yorks Starkritiker Harold C. Schonberg in seinem Buch „Die großen Dirigenten“ solchermaßen formulierte, kann, auf den Einzelfall Lorin Maazel bezogen, charakteristischer nicht ausgedrückt werden. Komprimiert und im Detail zutreffend, umreißen jene Attribute die vielschichtigen Eigenschaften des siebenundvierzig Jahre alten Chefs des legendären Cleveland Orchestra, aus denen sich schon jetzt die Summe einer eminenten Musikerpersönlichkeit ziehen läßt.

Fest steht, daß er im betriebsbeflissenen internationalen musikalischen Alltag von heute eine rühmliche Ausnahme darstellt. Und es führt auch zu keinem schlüssigen Ergebnis, ihn etwa mit anderen hochkarätigen Altersgenossen seiner Zunft in Vergleich zu bringen. Mehta, Abbado, Kleiber, Ozawa oder Muti – sie alle weichen im Typus weit von Maazel ab. Nur in Bruchteilen lassen sich möglicherweise Verbindungsfäden knüpfen.

Was ihn wohl am meisten von ihnen wie von dem Gros der älteren Taktstockvirtuosen unterscheidet, ist seine geradezu perfekt funktionierende Intelligenz. Auf sie muß auch der ihm darin sehr nahe verwandte Pianist Alexis Weissenberg maßgeblich angespielt haben, als er unlängst zu verstehen gab, kein zweiter des musikalischen Fachs habe ihn innerhalb der täglichen Musizier- und Umgangspraxis so in Erstaunen versetzt wie Lorin Maazel.

Gleichwohl hat sich die daraus ebenfalls abzuleitende negative Wirkung weder bei dem einen noch bei dem anderen verheimlichen lassen, nämlich, daß eine allzu überbordende Verstandeskraft immer dann der Spontaneität des Musizierens hemmend im Wege steht, wenn es dabei nicht zu einem Ausgleich mit anderen Kräften kommt, vornehmlich mit emotionalen und geistigen, die der kalten Intellektualität das Humane beimischen, ohne das jedes Musizieren zum entseelten Spektakel wird.

Gegen das intellektuelle Übergewicht mußte Maazel wohl lange ankämpfen, zumal sich während seines meteorhaften Aufstiegs jugendliche Unreife, Unbelehrbarkeit und ein gerüttelt Maß an Arroganz vordrängten und häufig genug das gedeihliche Zusammenwirken mit Ensembles und Solisten erschwerten. Bei vielen Orchestern ist er deswegen noch heute umstritten, nachdem er in eben jenem Punkte eine Menge Lehrgeld bezahlen mußte.

Eine neuerliche Begegnung mit ihm mußte denen, die lange Zeit hindurch mancherlei Qualen erduldeten, hingegen begreiflich machen, daß Lorin Maazel in den wenigen Jahren der Nachfol-

geschafft des unvergessenen George Szell ein anderer geworden ist. Wer ihn auf seiner jüngsten Tournee mit dem Cleveland Orchestra beobachten konnte, wird das geradezu verblüffende Ereignis seiner weitgreifenden Verwandlungsfähigkeit niemals leugnen: konzentrierter, disziplinierter und ergo „musikalischer“ glaubte man ihn zuvor nicht gehört zu haben. Zeitlebens werden einem in so tiefeschürfender und entkrampfender Darstellung Mozarts g-moll-Sinfonie KV 550 und Mahlers „Fünfte“ im Gedächtnis haften bleiben. Beides streifte die Sphären der Vollkommenheit.

„Ohne Frage ist Lorin Maazel inzwischen durch alle Feuer gegangen“, aber immer noch bildsam genug geblieben, um während seiner ungezügelten Entwicklungsphasen nicht wie so viele andere zu scheitern oder zum dirigierenden Landstreicher zu werden. Die ständige Arbeit an sich selber – im kontinuierlichen Umgang mit Orchestern und Opernensembles – wie der ihm offenbar angeborene Sinn für Pragmatismus haben ihn vor dem Schlimmsten bewahrt. Das Fegefeuer gedieh ihm zur regenerierenden Heilsquelle.

Maazels Werdegang weist grundsätzlich Unterschiede zu anderen auf. Bis zur Gegenwart läßt er sich in drei Kreise aufteilen: die Wunderkindzeit in den USA (als geigerisches und dirigentisches Doppelgenie), die ihn ins eigentliche Zentrum stoßende Reife- und Kurationsphase in Europa, die mit der Rückkehr in die USA den zweiten Kreis abrundet und schließlich der Eintritt in den dritten Lebensabschnitt – 1972, als er das neue Amt in Cleveland antrat.

Auch wer Lorin Maazel heute im Gespräch begegnet, trifft auf einen gewissermaßen „geläuterten“ Partner: kluge Zurückhaltung, hohe Geistigkeit, Eleganz und männlich-gutes Aussehen prägen sein derzeitiges Erscheinungsbild. Jeder Zoll ein Herr. Mit Ironie und Humor werden in lockerer Darstellung auch die strengsten Gedankengänge durchgesetzt, in bester angelsächsischer Manier zum klaren Verständnis gebracht. Er ist gelassener, souveräner, heiterer und wohl auch einsichtiger in irdischem Bezug geworden. Nicht der Star, sondern der Mensch leuchtet stärker hervor, wenn man ihm gegenüber sitzt.

Nach kurzem Anlauf in Cleveland ist eine Zwischenbilanz, auch in seinem Sinne, nicht ganz unangebracht, zumal sich inzwischen herumgesprochen hat, daß es einen besseren Erben George Szells gar nicht geben konnte. Wie denkt er selbst darüber?

„Was mir als Hauptvorteil zugute kam, war die Tatsache, daß das Orchester einen Namen hatte, den es unbedingt behalten wollte. Davon konnte ich ausgehen. Im übrigen ist die Stadt verhältnismäßig klein. Es gibt dort keine Theater oder sonstige Ablenkungen, sondern nur dieses eine Orchester, dessen Mitglieder, die nebenbei an Schulen unterrichten, nur auf dieses eine Ziel konzentriert sind. Ich wohne selbst in einem Landhaus und bin ebenso ausschließlich auf meine Aufgaben, die ich in völliger Ruhe und Zurückgezogenheit vorbereiten kann, konzentriert. Diese einmalige Situation gibt es nirgendwo sonst. Hätte ich in New York oder London ein Orchester übernommen, wäre das alles total anders.“

Was äußerlich an einem solchen Idealzustand kaum noch überboten werden kann, das sucht gewiß auch in der Tugendhaftigkeit des Orchesters seinesgleichen.

„Es ist ungeheuer diszipliniert und es hat auch die nicht sehr verbreitete Angewohnheit, zur Vertiefung des in der Probe erarbeiteten Stoffes – ohne mich – weiterzuprobieren. Die Leute in Cleveland arbeiten enorm hart. Jeder ist stolz, zu diesem Orchester zu gehören. Die Musiker reißen sich in Amerika um ein Engagement im Cleveland-Orchester, weil es dort keine bessere Situation für sie gibt. Außerdem weiß man, daß in Cleveland musiziert wird. Im Grunde haben wir nur Solisten, was aber nicht etwa heißt, daß die Bläser beispielsweise deswegen lauter blasen oder jeder Geiger als Solist hervortritt. Mitnichten. Jeder fügt sich strikt in den Gesamtklang ein, der sich freilich seit den Tagen George Szells allmählich verändert hat. Er war Pianist und ich bin Geiger – das bleibt nicht ohne Folgen. Doch manches, wodurch Szell zu jener einsamen Höhe vordringen konnte, pflege ich genau so besessen wie er; das bringt mir viel Sympathie ein: etwa die Schulung zur strukturellen Analyse eines Werkes und seiner maximalen

klanglichen Transparenz. Wie Szell bin auch ich ein Intonationsfanatiker: stundenlang machen wir – wo gibt es das sonst – reine Intonationsübungen. Andererseits kommen die Musiker stets (mit den Noten in der Tasche) vorbereitet zu den Proben. Vom-Blatt-Spiel ist hier ausgeschlossen, jeder ist schon bei der ersten Probe glänzend vorbereitet.



Da fange ich an. Sie können sich vorstellen, daß es fabelhaft ist, mit solchen Leuten zu arbeiten.“

Wie traurig denkt man an diesem Punkt an die vielfach diametral entgegengesetzten Verhältnisse in der Bundesrepublik. Die Frage drängt sich denn auch von selbst auf, was danach einige deutsche Orchester, deren Beamtenstatus, AT-Verträge und Berufsethos Maazel hinreichend bekannt sind, nicht zu vergessen die geldscheffelnde „Tinglei“ außerhalb der offiziellen Dienstzeiten, von den Kollegen auf der anderen Seite des großen Teichs lernen könnten. Maazel zögert nicht mit der Antwort:

„Die Berliner Philharmoniker nichts! Sie sind auf dem gleichen Niveau anzusiedeln. Erst kürzlich war ich als normaler Zuhörer in einem ihrer Konzerte. Sie sind zu bewundern! Es macht Spaß, ihr unverbrauchtes Engagement zu beobachten, aber auch, wie sie Takt für Takt bei der Sache sind. Ihr Klang ist wie in Cleveland weich, kompakt, schön und subtil, in seiner materiellen Zusammensetzung freilich ganz anders als bei uns. Man spürt, daß die Berliner eine unvergleichlich lange Tradition haben. Sie sind für mich ein absoluter Maßstab!“

Der das sagt, meint von sich selber, Musizieren sei für ihn ein Ausdruck des Lebens, wie das Atmen, wie die Liebe. Deswegen wird er nicht müde, das Total seiner Kräfte dafür einzusetzen. In ursprünglicher Pioniergesinnung leistet Lorin Maazel daher in der Industrie- und Handelsstadt am Eriesee (im Bundesstaat Ohio) einen geradezu priesterlichen Dienst an der Sache Kunst, und als Musiker, Administrator, Vollstrecker, Psychologe, Techniker, Philosoph, kurzum, in alledem, was Schon-

bergs Eingangszitat anführte, ein gewaltiges Stück Arbeit. Viele Berufe sind in seiner Person vereint. Jedes Jahr muß er für seine Leute Geld zusammentrommeln, um die klaffenden Defizite auszugleichen, damit (unabhängig von den spärlichen Subventionen, die der Staat seit ein paar Jahren zuschießt) der Karren weiterläuft. Hätte er nicht jenen an-

geborenen amerikanischen Optimismus, alles stünde längst still.

Ebenso ist Maazel dabei, das Publikum umzuschichten, durch konzentrierte Jugendarbeit ein zukunftsicheres Auditorium anzulocken. Der bisherige Konzertsaal – mit 1900 Sitzplätzen – ist viel zu klein, so daß das Projekt eines neuen (für 50 Millionen US-Dollar) realisiert werden soll. Aus diesem Grunde wurde die Schallplattenproduktion verstärkt. Basisarbeit betreibt Maazel vor allem in den Schulen: alle Schulchöre der Stadt wirken an einem Konzert pro Jahr mit, ein halbes Jahr lang probiert er teils selbst mit diesen Laienchören. Stücke wie Beethovens „Neunte“ oder Mahlers „Zweite“ hat er inzwischen mit größtem Erfolg aufgeführt, und zwar auswendig und, wie er selbst betonte, „mit jungen Leuten, die wenige Monate vorher keine Ahnung davon hatten“. Sie konzentrieren mit dem Cleveland Orchestra. (Bei uns wäre das unvorstellbar.)

Maazels Ziele sind klar abgesteckt: Das Sommerfestival in „Blossom“, in der Nähe der Stadt, will er zu einem Kultur- und Festivalzentrum ersten Ranges ausbauen. Der Konzertsaal – 5000 Plätze – steht bereits. Er ist wie ein Amphitheater gebaut. Auf dem Fußboden können weitere 15000 Besucher Platz nehmen. Die nächsten Projekte, die verwirklicht werden sollen: eine Musikschule, ein Theater und Opernhaus, eine Interpretations-, Opern- und Dirigentenschule.

Besitzt er die nötige Energie dafür, das alles zu realisieren? „Geben Sie mir fünf Jahre Zeit! Eines Tages werden die Leute von „Blossom“ sprechen wie von Salzburg und den anderen großen europäischen Festspielorten. Ich habe größtes Interesse daran, daß meine Pläne Wirklichkeit werden.“